

WeiterSehen

Das Informationsmagazin aus dem Amt für Gemeindedienst in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern



Netzwerkblicke

Wie neue Ansätze die Gemeindeentwicklung verändern können

Die Gleichzeitigkeit verschiedener Ehrenamtstypen

02 / 2009

Themenschwerpunkte

- > Netzwerkorientierung
- > Gemeinde im Nahraum
- > Ehrenamt

Berichte – Informationen – Termine

2. ÖKT in München

Der 2. Ökumenische Kirchentag in München 2010 bietet mit der Agora einen Ort, an dem sich Gruppen aus Kirche und Gesellschaft mit ihren Ideen, Projekten und der alltäglichen Arbeit präsentieren können. Die vier Themenbereiche sind: Verantwortlich handeln, Miteinander leben, Suchen und Finden, Glauben leben. Vokal- und Instrumentalensembles werden ebenfalls zur Mitwirkung eingeladen. Der inhaltliche Bezug zur Losung „Damit ihr Hoffnung habt“ soll erkennbar sein. Bewerbungsschluss ist jeweils der 31. August 2009. Weitere Informationen unter www.oekt.de

Albert Schweitzer Film

1949 – Albert Schweitzer ist dank seiner Philosophie der „Ehrfurcht vor dem Leben“, die er in seinem Urwald Hospital im afrikanischen Lambarene verwirklicht, einer der am meisten bewunderten Menschen der Welt. Als er zusammen mit seiner Frau Helene die Vereinigten Staaten besucht um mit Konzerten und Vorträgen Spenden für Lambarene zu sammeln,



schlägt ihnen anfangs eine Welle der Sympathie und großzügigen Unterstützung entgegen. Doch im Amerika des Kalten Krieges und der McCarthy-Ära tau-

chen zunehmend Feindseligkeiten gegen Albert Schweitzer auf. Schweitzer ist mit Albert Einstein befreundet, der ihn bittet, ihn in seinem Kampf gegen die Atomgefahr zu unterstützen. Der Film startet am 24. Dezember in den Kinos. Mehr unter www.albertschweitzer-derfilm.de

Biblische Abenteuer

Eine Animationsserie von 26 halbstündigen Episoden entsteht zur Zeit zwischen Cross Media und dem Kinderkanal von ARD und ZDF. Die Serie verbindet Verkün-



digung und Wertevermittlung mit spannender Unterhaltung. Coras Vater, der Bi-belexperte Professor Petersen ist plötzlich verschwunden. Mit Hilfe des magischen Zeitreisewürfels Cubus Temporis folgt Cora der Spur ihres Vaters durch die faszinierende Welt der biblischen Geschichte. Unterwegs schließt sie Freundschaft mit Habib, einem Jungen aus der Zeit Jesu, und mit den Wonderers, einer flippigen Tierband, die mit ihren Songs für Optimismus und gute Laune sorgen. Start der Serie ist der 2. November 2009.

Kirche sichtbar

Die evangelisch-reformierte Kirche in Basel-Stadt startete mit „credo 08“ eine Kampagne, die den Reichtum der bi-



blischen Geschichte aufzeigen soll. In der dritten Phase der Kampagne verkehrt während eines Kirchenjahres eine Tram im öffentlichen Schienennetz, die von innen und außen von der Basler Kirche gestaltet ist. Damit wollen sie zeigen, was die Kirche alles bietet, und das es gut ist, zu dieser Kirche zu gehören.

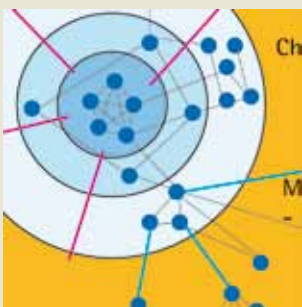
Magazin Besuchsdienst

Das Magazin „unterwegs zu menschen“ bietet Informationen, Anregungen und Arbeitshilfen rund um das Thema Besuchsdienst. Das Magazin erscheint zweimal jährlich und behandelt ein Thema unter verschiedenen Gesichtspunkten, wie sozialwissenschaftliche Hintergründe, theologische Beiträge, sowie Praxisberichte und Seminarangebote. Das Abonnement kostet 3,90 Euro pro Jahr, zuzüglich Versandkosten. Bestellungen per mail an: gemeindeentwicklung@afg-elkb.de



Inhaltsverzeichnis

Themenheft 01-2009



SEITE 4

Perspektiven der Netzwerkorientierung

Gemeinden als Netzwerke zu denken heißt, Menschen und ihre unterschiedlichen Kontakte stehen stärker im Mittelpunkt kirchlicher Arbeit. Die verschiedenen Zugangswege können strategisch genutzt werden.



SEITE 10

Gute Werbung hat keine Argumente

Kein Mensch will etwas verkauft bekommen, aber jeder will ständig etwas kaufen. Ist das der Sinn des Lebens? Die Rolle von Stammhirn, Zwischenhirn und Großhirn werden für Werbende immer interessanter.

SEITE 6

Impulse für strategische Netzwerkarbeit

Modernes Netzwerkmanagement reagiert auf veränderte Lebensstile und Interessen der Menschen und hilft bei ihrer Vernetzung.

SEITE 7

Organisation und Institution

Die Praktische Theologie befasst sich mit den Netzwerkgedanken. Der Netzwerkaspekt knüpft nahtlos an die Idee des Neuen Ehrenamtes an, er radikalisiert einige der Aspekte.

SEITE 9

Paulus – ehrenamtlicher Missionar und Netzwerker

Der Apostel knüpfte bei seinem missionarischen Wirken an das Netzwerk der Synagoge an. Seine Aufmerksamkeit galt den „Gottesfürchtigen“.

Solidarische Gemeinde im Nahraum ... Seite 11

Fachbeirat Ehrenamt ... Seite 12

Halbzeit im Kirchenvorstand ... Seite 13

Impressum

WeiterSehen ist ein Informationsmagazin vom Amt für Gemeindedienst.

Auflage: 4500 Stück. Druck: Conrad-Druck, Nürnberg.

Herausgeber: Amt für Gemeindedienst, Sperberstraße 70, 90461 Nürnberg

www.afg-elkb.de | Kontakt: info@afg-elkb.de

Gestaltungsentwurf: Agentur liquid, Augsburg

Satz und Layout: Öffentlichkeitsarbeit im afg | Herbert Kirchmeyer

Weitere Exemplare können gegen eine Schutzgebühr von 1 Euro bezogen werden.

Bildnachweis: Grafiken: Keupp, Straus, Zeitz (Seite 4-6), Kirchmeyer

(Seite 1,2,10,14), Urban (Seite 12,16), Wenzel (Seite 10 oben).

WeiterSehen 02/2009

Editorial

Kirche verändert sich



Netzwerkarbeit ("networking") ist modern. Zum deutschen Stichwort erzielt man im Internet mehr als 100.000 Treffer, beim englischen mehrere Millionen.

In der Kirche ist Netzwerkarbeit eher ein Fremdwort. Wir scheuen uns, gezielt Kontakte und Beziehungen zu knüpfen, zu pflegen und für die Gemeindeentwicklung zu nutzen. Wir brauchen aber gerade jetzt neue Strategien und Methoden, um mit unseren Inhalten für Menschen attraktiv zu sein.

Eine von uns in Auftrag gegebene Untersuchung hat gezeigt: Es besteht nach wie vor hohes Interesse an kirchlichen Angeboten, an Kirche überhaupt, auch bei den Menschen, bei denen wir es nicht vermuten. Das war das eine Ergebnis. Das andere: Kontakte bleiben meist auf die Kerngemeinde beschränkt. Viele außerhalb dieses Kreises, auch solche, die der Gemeinde ganz fern stehen, würden sich aber gerne ansprechen lassen oder sogar engagieren. Sie werden oft nur nicht gefragt.

Netzwerkarbeit ist Beziehungsarbeit. Wir möchten Sie auf diese Chance gezielter und grenzüberschreitender Kommunikation aufmerksam machen und Ihnen einige Überlegungen dazu bieten.

Sie finden in diesem Heft Kurzfassungen von Vorträgen, die bei einer Konsultation des afg Ende April 2009 in der Gemeindeakademie Rummelsberg gehalten wurden. Florian Straus und Heiner Keupp stellen die Ergebnisse der Studie vor, Beate Hofmann behandelt den Netzwerkgedanken aus Sicht der praktischen Theologie, Thomas Popp beschreibt Paulus als Missionar und Netzwerker. Daneben haben wir für Sie wie immer weitere interessante Themen sowie praktische Tipps und Hinweise.

Herzlich grüßt Sie

Ihr

Reina Appelt

Perspektiven der Netzwerkorientierung

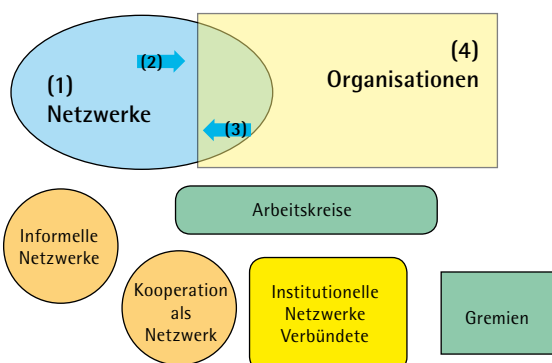
Eine Studie mit neuen Ansätzen für die Gemeindeentwicklung

Kann man mit Methoden der Netzwerkforschung und Erkenntnissen aus der Forschung zum freiwilligen Engagement beschreiben, wie eine lebendige Kirche und wie Kirchengemeinden künftig aussehen können? Dabei geht es nicht darum, einem Modetrend zu folgen, sondern um die Frage neuer, konkreter, gut umsetzbarer Impulse für die gemeindliche Arbeit.

Dr. Florian Straus vom Institut für Praxisforschung und Projektberatung und Professor Dr. Heiner Keupp von der Uni München halten diesen Ansatz für zukunftsträchtig. Gemeinden als Netzwerke zu denken heißt für sie: Menschen und ihre unterschiedlichen Kontakte stehen stärker im Mittelpunkt kirchlicher Arbeit. Daraus entstehen neue Möglichkeiten für Gemeinden, stärker in ihr Umfeld hineinzuwirken und von dort Impulse und Unterstützung zu erhalten. Über Netzwerkarbeit und neue Formen der Freiwilligenarbeit entstehen neue Chancen, mehr und vor allem auch jüngere Menschen an Gemeinden zu binden.

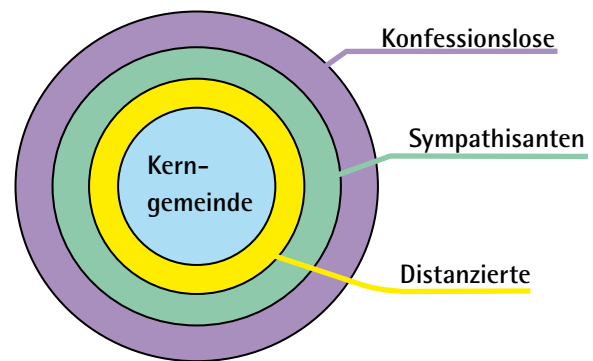
Was sind Netzwerke?

Netzwerke sind fester Bestandteil unseres eigenen wie des gesellschaftlichen Lebens. Wir kennen internationale Netzwerke als politische oder wirtschaftliche Zusammenschlüsse (UN, NATO, EU). Wir kennen im Bereich der Information das Internet, das sich schon im Namen als Netzwerk zu erkennen gibt. Und wir kennen Netzwerke in unserem direkten Umfeld, wie Nachbarschaftshilfen oder unseren eigenen Freundeskreis. Es ist offensichtlich, dass die Zahl und Bedeutung von Netzwerken in den letzten 20 Jahren enorm zugenommen hat. Netzwerke unterscheiden sich von Organisationen. Letztere agieren in geschlossenen Grenzen, haben einen institutionell definierten Zugang, verfügen über zentrierte Entscheidungsstrukturen und vertikale Steuerung und erfüllen Aufgaben und Funktionen. Netzwerke kommen bei gemeinsamen Interessen und Zielen ohne bürokratisch definierte Aufgaben und Funktionen aus. Man verständigt sich über Aktionen, Ziele und Beteiligung und steuert gemeinsam auf einer Ebene. Netzwerke haben offene Grenzen. Zugänge sind durch Personen oder den Raum definiert, an dem man sich trifft und Entscheidungen fallen dezentral. Zwischen Organisationen und Netzwerke gibt es wie die Abbildung zeigt, Zwischenformen.



Gemeinde und Netzwerke

Hier ist der Ansatzpunkt, Gemeinde und Netzwerk zusammenzudenken. Das bedeutet zunächst: Unser Bild von der Bindung von Gemeindemitgliedern an Kirche, an Gemeinde, muss sich weiten. Die Fernen sind möglicherweise nicht so fern wie man annehmen möchte. Allerdings werden sie durch die Angebote nicht erreicht und kommen in der Gemeinde kaum vor. Wer mit dem „Organisationsblick“ auf diese Menschen sieht, wird sie stets in einer größeren Entfernung zu einer gedachten Mitte ansiedeln.

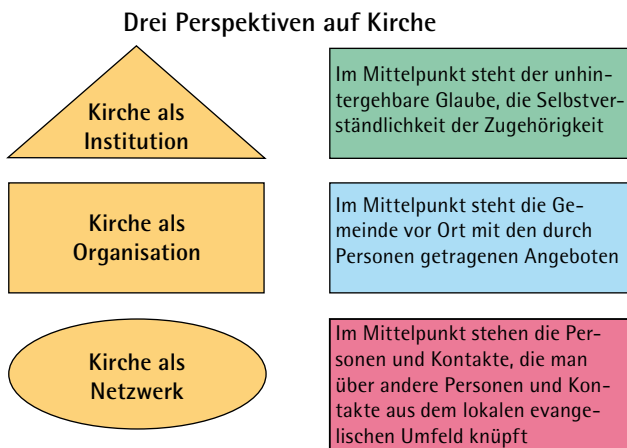


Der „Netzwerkblick“ sieht diese Zuordnung anders. Er sieht Kirche als Beziehungsgeflecht von Menschen, die verbunden sind durch inhaltliche oder biographische Anknüpfungspunkte und nicht notwendigerweise dieser Mitte zugeordnet sind. Auch Menschen, die nicht im Gottesdienst ihrer Ortsgemeinde auftauchen oder die klassischen Zielgruppenangebote der Kirchengemeinden annehmen, können bei entsprechenden Angeboten und einer gezielten Netzwerkarbeit wieder zu aktiven Gemeindemitgliedern werden.

Ihre Distanz muss, das zeigen die Ergebnisse der Studie deutlich, nicht unbedingt eine gänzliche Abkehr von Kirche bedeuten. Schon der amerikanische Religionssoziologe Robert Wuthnow konnte zeigen (in Loose Connections: Joining Together in America's Fragmented Communities. Harvard University Press 2002): Bezüge von Menschen heute lassen sich viel weniger in festen institutionellen Mustern abbilden, sondern bilden eher netzwerkartige Strukturen, sogenannte „loose connections“. Es gibt nun Untersuchungen, die zeigen, dass diese eher schwachen Beziehungsstrukturen den Beteiligten oftmals mehr Vorteile bieten, als die dichten, eng geknüpften Beziehungsnetze.

Liegt also in der „Stärke schwacher Beziehungen“ das Potenzial für die zukünftige Gestalt unserer Kirche? Der „Netzwerkblick“ sieht in diesen „loose connections“ wichtige Potenziale und Verknüpfungen, die für die Gemeinde erschließbar und nutzbar gemacht werden können. Aus Forschungsergebnissen kann man erkennen, dass es bereits jetzt viele „loose connections“ gibt. Die Frage ist, wie sie sich im Sinne einer Senkung der Zugangsschwellen zu kirchlichen Angeboten ausbauen lassen und wie das

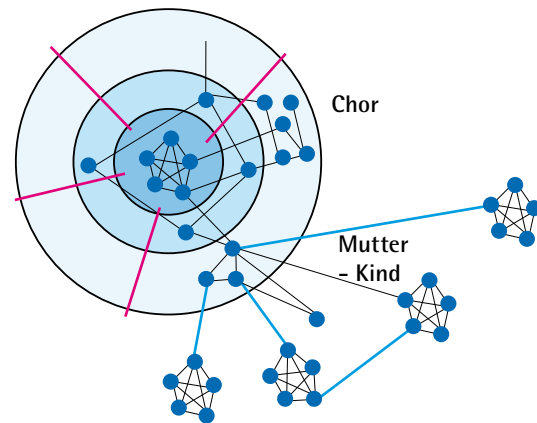
aussehen könnte. Straus und Keupp halten es deshalb für notwendig, die traditionellen Kirchenbilder zu ergänzen. Neben der Kirche als Institution und Organisation sollte künftig auch Kirche stärker als Netzwerk begriffen und gesehen werden.



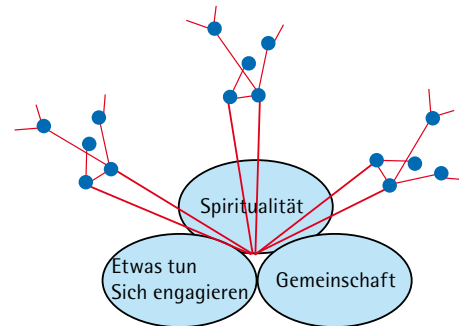
Zugänge

Neben der Wirkungskraft der „loose connection“ ist es auch das „Small world Phänomen“ (auch weit entfernte Menschen lassen sich über wenige Stationen in einem Netz verknüpfen), das richtig angewandt schnelle und weitreichende Kontakte in und um eine Gemeinde schaffen kann. Für Keupp und Straus ergeben sich daraus verschiedene Zugangswege zu Kirche und Gemeinde, gerade weil viele Menschen zwar nicht konkret in eine Gemeinde eingebunden sind, wohl aber spirituelle Interessen haben, beziehungsweise bereit wären, sich in einem geeigneten Rahmen zu engagieren.

Der eine Weg besteht darin, Brücken aus der Gemeinde zu Personen in anderen Netzwerken zu bauen. Hier geht der Weg klar über die Personen, deren bestehende Kontakte werden genutzt. Netzwerkarbeit ist Beziehungsarbeit. Anknüpfungspunkte können sein: Mutter-Kind-Gruppen, Kindertageseinrichtungen, der Chor oder andere Einrichtungen in der Kirchengemeinde. Dabei gehen die Kontakte auch über die eigenen Gemeindegrenzen hinaus. Das bedeutet, dass für die Netzwerke die Grenzen der Ortsgemeinde durchlässig werden. Im Alltag der meisten Menschen ist dies heute bereits eine Selbstverständlichkeit.



Ein weiterer Zugangsweg ist der thematische. Hierbei werden über neue Themen Interessierte angesprochen. Keupp und Straus empfehlen eine Öffnung und Pluralisierung des Angebots insbesondere um Familien (allgemein Mitglieder zwischen 20-40 Jahren) und Kinder und Jugendliche wieder besser zu erreichen: Gemeinden müssen mehr Anknüpfungspunkte bieten als das sogenannte „Kerngeschäft“ es heute zulässt. Weiterhin empfehlen sie eine – schon bekannte – Doppelstrategie, die darin besteht, christliche Kernangebote zu profilieren und daneben weitere Angebote zu setzen. Letztere knüpfen an Interessen und Bedürfnissen der Zielgruppen an und verbinden sie mit den zentralen Motiven für das Engagement von Menschen in einem kirchlichen Rahmen.



Nutzen für die Gemeinden

Gemeinden könnten diese verschiedenen Zugangswege strategisch nutzen, indem sie bewusst und gezielt auf Schlüsselpersonen in den ihnen zugänglichen Netzwerken zugehen (strategische Netzwerkarbeit). Es geht auch hier um eine intensive Beziehungsarbeit. Florian Straus sagt: „Ziel ist es, mit anderen, die ähnliche Interessen und Wünsche haben, in Kontakt zu treten und gemeinsame Treffen und Veranstaltungen zu organisieren.“

Networking – Das Prinzip Vitamin C (nach Karin Ruck 2004)

Vertrauen als Fundament für erfolgreiches und dauerhaftes Netzwerken

Initiative. Werden Sie aktiv und gehen Sie auf Menschen offen zu. Nutzen Sie bzw. schulen Sie Ihre Sozialkompetenz.

Timing. Zur richtigen Zeit am richtigen Ort, um interessante Menschen kennen zu lernen und Kontakte zu knüpfen.

Authentizität. Echt und glaubwürdig sein – Keine Schauspielerei und kein Flunkern.

Menschen. Nutzen Sie die anthropologische Erkenntnis: Menschen brauchen Menschen, um soziale Bindungen und Beziehungen einzugehen.

Informationen. Sie sind die Grundnahrung in Netzwerken: Informationen sammeln, aufbereiten und für besondere Gelegenheiten nutzen. Das Weitergeben von Informationen für das Knüpfen von Netzwerken verwenden.

Neugierde. Mit offenen Augen und Ohren Menschen, Dinge, Zusammenhänge verfolgen und auf Vernetzungsmöglichkeiten überprüfen.

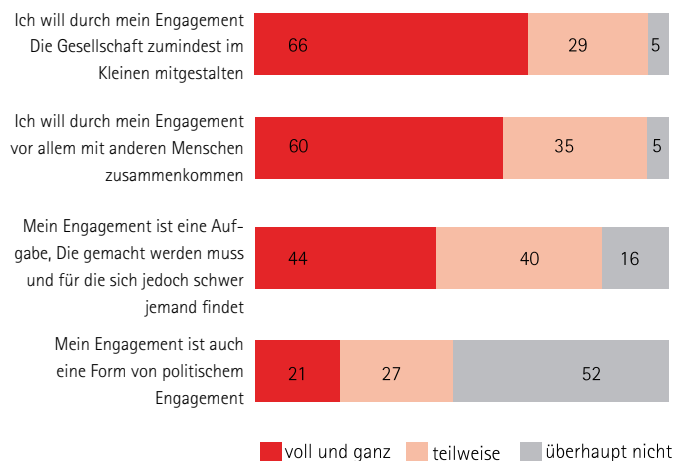
Connections. Als Ergebnis der Netzwerkarbeit: vielfältige Kontakte mit unterschiedlichen Ressourcen.

ren". Dies erscheint uns ein erfolversprechender Weg zu sein, die „Ränder“ einer Gemeinde zu erreichen, sie zu stabilisieren und ihr Potenzial zu nutzen.

Netzwerk, Ehrenamt und freiwilliges Engagement

„Die Konsequenzen einer sich herausbildenden globalen Netzwerkgesellschaft breiten sich über den gesamten Bereich der menschlichen Aktivität aus und transformieren die Art, wie wir produzieren, konsumieren, managen, organisieren, leben und sterben (Castells). Von diesem Wandel ist auch das bürgerschaftliche Engagement betroffen, auch das Engagement in und für Kirche.“ Individuelle Kirchenbindung und religiös fundierte Partizipation am gemeindlichen Leben nehmen ab. Gleichzeitig gibt es die Bereitschaft zu einem neuen und anderen Engagement auch im kirchlichen Rahmen (verbunden mit einem neuen Interesse an Spiritualität). Zumindest in diesem Punkt stimmen die Umfrageergebnisse zum Freiwilligenengagement (Freiwilligensurveys von 1999 und 2004) hoffnungsvoll.

Dieses sich wandelnde Ehrenamt lebt aus unterschiedlichen Motivationen. Kirchengemeinden müssen wissen, warum sich Menschen engagieren wollen und was sie motiviert. Dabei vermischen sich traditionelle Tugenden (anderen helfen, etwas Nützliches für das Gemeinwohl tun) und selbstentfaltungsbegleitende Motive (Spaß haben, eigene Kenntnisse und Fähigkeiten einbringen...). Hauptsächliche Motive für freiwilliges Engagement sind nach dem Freiwilligensurvey von 2004 folgende:



Heiner Keupp leitet daraus unter anderem ab: Solidaritäts- und Engagementpotenziale entwickeln sich zunehmend „frei flottierend“ und lagern sich immer weniger an traditionelle Institutionen an. „Deshalb bedarf es neuer Gelegenheitsstrukturen.“ Wie diese aussehen könnten, werden im Rahmen der Studie konkret beschrieben. Insbesondere wird es für Kirchengemeinden immer wichtiger werden, Werbung in eigener Sache zu machen, Themen zu kommunizieren und Menschen auf ihre spezifischen Möglichkeiten zur Mitarbeit anzusprechen. Das impliziert auch, dass Kirchengemeinden sich öffnen für das, was die Menschen an Fähigkeiten und Interesse mitbringen und als eigenen Beitrag zur Gestaltung von Gemeinde einbringen wollen. An diesem Punkt besteht der größte Veränderungsbedarf.

REINER APPOLD, KERSTIN DOMINIKA URBAN

Das afg hat im letzten Jahr beim Institut für Praxisforschung und Projektberatung (IPP) eine Studie in Auftrag gegeben, bei der zwei Gemeinden in Bayern mit Methoden der Netzwerkarbeit untersucht wurden: Ansbach – St. Johannes im Kirchenkreis Ansbach-Würzburg und Unterschleißheim im Kirchenkreis München. Aktive und passive Mitglieder sowie Nicht-Mitglieder wurden schriftlich oder in Interviews befragt – zu ihrem Zugang zur Gemeinde, zu ihrer Aktivität und ihrem ehrenamtlichen Engagement sowie zu ihrer Vernetzung innerhalb und außerhalb der Gemeinde.

Strategische Netzwerkarbeit

Netzformige Angebote ergänzen heute jene von Organisationen. Gerade weil sie auf vertrauten Wegen (informellen Netzwerken) aufbauen, fügen Sie sich in das Bestehende gut ein. Modernes Netzwerkmanagement reagiert auf die veränderten Lebensstile und Interessen der Menschen und hilft Ihnen in ihrer Vernetzung trotz geänderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Im Unterschied zur informellen Netzwerkarbeit des Alltags hat diese ein explizites Ziel, das man durch einen bestimmten Aufbau netzförmiger Strukturen zu erreichen sucht.

Worauf kommt es dabei an?

Idee / Plattform. Im Mittelpunkt steht eine attraktive Idee oder wie es in der Netzwerksprache auch heißt eine „Plattform“, auf der sich Menschen treffen können. Diese Plattform muss (wenn immer möglich) für „sich sprechen“, niedrigschwellig und offen sein. Vorhandene Bedürfnisse werden erkannt und mit einer „geschickten Idee“ gebündelt.

Netzwerker nutzen gezielt soziale und strategische Kompetenzen anderer, die wiederum gezielt bestimmte Kontakte knüpfen, vorhandene Netzwerke miteinander verbinden, Synergien aufzeigen und Ressourcen neu erschließen.

Vertrauen. Netzwerke basieren auf Vertrauen. Vertrauen wird in Netzwerken von Personen auf andere übertragen. Weil jemand mich empfiehlt, bekomme ich einen Vertrauensvorschuss, den ich sonst so nicht hätte. Die Kunst ist, mit diesem Gut Vertrauen gerade zu Beginn eines Netzwerks sinnvoll umzugehen (es vorsichtig und sensibel handzuhaben und gleichzeitig intensiv zu nutzen).

Beginn eines Netzwerks. Nur informelle Netzwerke entstehen von selbst. Alle anderen bedürfen strategischer Netzwerkarbeit. Deren Gewinn und Bedeutung findet sich vor allem in der Gründungsphase eines Netzwerks. Hier entsteht eine bestimmte Struktur aus dichten und losen Beziehungsgeflechten, die, wenn sie einmal tragfähig ist, lange Zeit oft aus sich heraus weiter wächst. Im Unterschied zu vielen normalen Angeboten verfügen netzförmig entstandene Angebote auch bereits zu Beginn über eine besondere Nähe und Vertrautheit.

DR. FLORIAN STRAUS

Organisation und Institution

Der Netzwerkgedanke aus der Sicht der Praktischen Theologie

Die Praktische Theologie spielt in den Netzwerkgedanken die Diskussion um die wachsende Organisationsförmigkeit der Kirche, die Untersuchungen zum ehrenamtlichen Engagement in der ELKB und die Milieuperspektive ein. Im Forschungsbericht von Straus und Keupp werden dreierlei Formen von Kirche unterschieden: Kirche als Institution, als Organisation und als Netzwerk. Diese unterschiedlichen Erscheinungsformen von Kirche werden auch in der Praktischen Theologie diskutiert und in den daraus folgenden Angebotsstrukturen und Rollen der Hauptamtlichen untersucht.

Da ist zum einen die Wahrnehmung von Kirche als Institution, ähnlich dem Staat. Zur Institution Kirche gehören Menschen aus Tradition, sie wachsen durch die Taufe in sie hinein und nehmen ihre Angebote bei Bedarf wahr. Kirche gehört selbstverständlich zu ihrem Leben, wird aber nicht unbedingt regelmäßig genutzt. Wie das Wahlrecht bei der Staatsbürgerschaft wird Kirchenmitgliedschaft bei Gelegenheit aktiviert, etwa bei den Kasualien. Kirche als Institution wird von Menschen aus ganz verschiedenen Milieus genutzt und vom Pfarrer, der Pfarrerin repräsentiert. Die Aufgabe von Kirchenleitung in diesem Kirchentyp ist es, für die Arbeit einen Rahmen zu bieten. Kirche im Sinne der Institution ist Volkskirche.

Das andere Modell ist Kirche als Organisation. Die Mitgliedschaft in einer Organisation beruht auf der individuellen Entscheidung ihrer Mitglieder. Darum muss für diese Mitgliedschaft geworben werden, Menschen müssen gezielt vom Sinn dieser Organisation überzeugt werden. Sind sie einmal davon überzeugt, werden sie sich aktiv dafür einsetzen, dass auch andere vom Nutzen der Organisation überzeugt werden. Daher werben sie für bestimmte Angebote und Programme. Kirche als Organisation fragt nach Zielgruppen und ihren Bedürfnissen, richtet ihre Aktivitäten daran aus und entwickelt gezielt Personal für diese Programme. Kirchenleitung wirkt hier viel stärker steuernd und Ziele setzend im Sinn von Unternehmensführung. Kirche im Sinne der Organisation ist missionarische Kirche.

Diese beiden Modelle von Kirche existieren in unserem Land seit ungefähr 150 Jahren nebeneinander. Es ist falsch, sie gegeneinander auszuspielen oder theologisch abzuqualifizieren. Der Theologe Eberhard Hauschildt weist darauf hin, dass die reine Organisation die in Deutschland durchaus stabile Kirchenmitgliedschaft in Halbdistanz beeinträchtigen würde. Und die reine Institution würde neue Kontakte und engagierte Mitarbeit einschränken.

Beide Formen von Kirche brauchen einander, damit Kirche weit und lebendig zugleich bleibt, damit sie spirituelle Tiefe und kritische Reflexion des Bestehenden behält. Beide brauchen einander, um Kirche der Verschiedenen und damit Kirche für alle zu

sein und nicht nur Kirche für Entschiedene oder eingeschworene Freunde. Beide brauchen die Durchlässigkeit untereinander und die Vernetzung miteinander, denn Menschen wechseln im Lauf ihres Lebens die Kontakt- und Mitgliedschaftsformen. Und verschiedene Milieus suchen verschiedene Wege zu Kirche und verschiedene Formen von Religiosität.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Untersuchung zu Motiven für Kircheneintritt in den neuen Kircheneintrittsstellen. Vorrangiges Motiv ist gerade nicht eine bestimmte Angebotspalette der Organisation Kirche, sondern viel stärker die Zugehörigkeit zur Institution, die für eine bestimmte Lebensorientierung und Sinnhaftigkeit spricht, die bestimmte Werthaltungen und Rituale vertritt.

Wie passt in dieses Nebeneinander der Netzwerkgedanke? Das Netzwerk dockt an den Rändern der Organisation an, sie ist „Organisation bei Gelegenheit“. Kirche als Netzwerk agiert über Beziehungen, die mit bestimmten Interessen verbunden werden: Ich will etwas für und mit meinen Kindern tun, weil ich gerade in Elternzeit bin oder als alleinerziehende Mutter oder Vater den Austausch mit anderen in meiner Situation suche. Dafür engagiere ich mich, solange dieser Bedarf akut ist und dann gehe ich auch wieder. Entscheidend dafür ist, dass ich jemand kenne, der schon da ist, zu dem ich einen guten Draht habe. Vertrauen zu den Menschen im Netzwerk ist etwas ganz Entscheidendes, um Zugehörigkeit und Verantwortungsgefühl in einem Netzwerk wachsen zu lassen. Alles läuft sehr niedrigschwellig, unverbindlich, mit sehr flachen Hierarchien und unkomplizierten Entscheidungsstrukturen und vor allem nicht entlang parochialer Grenzen oder nur auf den Wohnort beschränkt. Engagement in solchen Netzwerken ist in seinem Sinn unmittelbar einsichtig und nachvollziehbar. Im Netzwerk suche ich „Soulmates“, Seelenverwandte. Typische Kommunikationsformen sind Newsletter, Anliegen werden am Runden Tisch verhandelt.

Was sind die Interessen, über die sich Netzwerke im Raum der Kirche organisieren? Es sind vor allem Anliegen rund um die Familie und um diakonische Fragen wie Eltern-Kind-Arbeit, Menschen mit pflegebedürftige Eltern, Angehörige von Demenzen. Welche Rolle spielen dabei Spiritualität und Glaube? Wären sie ein Anknüpfungspunkt auch für Menschen ohne Kinder? Aus der Konversionsforschung wissen wir, dass Überzeugungen geteilt werden, wenn Beziehungen da sind, und dass nicht umgekehrt Beziehungen geknüpft werden, weil gemeinsame Überzeugungen da sind. „Belonging“ kommt also vor „Believing“. Wenn wir über die Rolle von Interessen und Beziehungen in diesem Kontext nachdenken, wird deutlich, dass sich kirchliche Angebote nicht unbedingt um Interessen oder Themen herum organisieren, sondern oft über Alter (Seniorenclub, Jugendgruppe) oder über sehr allgemeine Situationen (Frauenfrühstück, Männergruppe). Es gibt in deutschen Gemeinden bisher wenig Angebote für Menschen,

die eine Trennung verarbeiten, an Krebs leiden, überschuldet sind, eine Sucht bekämpfen oder mit ihren pubertierenden Kindern ringen. In den USA werden persönliche Netzwerke wie bei Willow Creek in der Freundschaftsevangelisation sehr bewusst aktiviert, um Menschen für die Kirche zu gewinnen. Dort wird aber auch eine Schattenseite deutlich, nämlich eine klare Spezialisierung auf bestimmte Netzwerke, bestimmte Zielgruppen, bestimmte Themen. Hauptamtliche sind im Netzwerk ein Knoten von vielen und nicht mehr der, bei dem alle Fäden zusammenlaufen. Sie sind „Netzwerkadministratoren“, die notwendige Ressourcen wie Räume, Gelder, Medien bereitstellen, die die Verknüpfung mit anderen Organisationen oder Bedürfnisstrukturen leisten und einspringen, wenn es brennt. Sie sind Brückenbauer zwischen verschiedenen Netzwerken und manchmal Anknüpfungshilfe. Ansonsten zeichnen sie sich dadurch aus, dass sie sich möglichst wenig einmischen und der Dynamik und Selbstorganisation des Netzes vertrauen und eben gerade nicht eigene Angebote setzen wollen.

Das Netzwerkprojekt schärft den Blick für das, was an den Rändern, in den Aufbrüchen geschieht und von Kirche oft nicht wahr- und ernstgenommen wird, weil Teilnahme nur projektartig, Engagement exemplarisch und Interessen als partikular wahrgenommen werden. Doch biblisch hat sich Kirche immer auch aus solchen Netzwerken gespeist, man muss sich nur die Missionsstrategie des Paulus anschauen im Umfeld der Synagogen im Netzwerk der Proselyten, die irgendwie dazugehören wollen, aber doch nicht mitten drin sind oder sein wollen.

Der Netzwerkgedanke wird in der praktischen Theologie auch in einem anderen Kontext diskutiert: Es geht um Vernetzung kirchlicher Orte in einer Region, um Kooperation zwischen Gemeinden. Netzwerk werden in diesem Sinne heißt Differenzierung, heißt funktionale Knotenpunkte in einem größeren Verbundsystem ausbilden. Es heißt auf jeden Fall, parochiale Grenzen überwinden und nicht mehr in einem bestimmten Wohngebiet alles sein zu wollen.

Netzwerkprojekt und Ehrenamtsstudie der ELKB

Ein wesentliches Ergebnis war die Gleichzeitigkeit verschiedener Ehrenamtstypen. In vielen Gemeinden gibt es Ehrenamtliche, die sich im Sinne des traditionellen Ehrenamtes engagieren wollen, die viele Jahre dabei sind, ansprechbar auf das, was gebraucht wird, aus Verantwortung und als sichtbarer Ausdruck ihres Glaubens. Daneben gibt es die des „neuen Typs“, die eigenverantwortlich ihre Kompetenzen einbringen, die dafür einen guten Rahmen, finanzielle Auslagererstattung, professionelle Begleitung und Achtung ihrer Kompetenzen erwarten. Wo beide Formen aufeinander treffen, kommt es durchaus zu Konflikten, weil die Motive und die Erwartungen an Hauptamtliche keineswegs identisch oder kompatibel sind. In der ELKB spiegelt sich das in der Verteilung von Motiven wieder, bei der es eine klare Gleichzeitigkeit von christlichen, traditionellen, politischen und persönlichen Motiven gibt.

Kirche bzw. ihre Hauptamtlichen stehen vor der Herausforderung, diese Gleichzeitigkeit zu bewältigen, den Juden ein Jude, den

Griechen ein Grieche zu sein, zwischen den Formen zu vermitteln und dafür zu sorgen, dass beide Raum bekommen und sich ihre Ehrenhaftigkeit nicht gegenseitig absprechen.

Die Verweildauer im Ehrenamt wird kürzer. Wo mehr Wechsel ist, muss mehr Energie in die Gewinnung neuer Ehrenamtlicher gesetzt werden. Auch an dieser Stelle fordert das Netzwerk bisherige Denkweisen und Angebotsformen kirchlicher Arbeit heraus. Bei dynamischen Netzwerken gibt es keine auf Dauer angelegten Kreise, sondern eher wechselnde Arbeitsformen. Das steht in Spannung zur Angebotslogik vieler Gemeinden, die für vorhandene, meist altersbezogene Angebote Ehrenamtliche suchen und von ihrem Bedarf, nicht von den Interessen der potenziellen Ehrenamtlichen ausgehen. Ein Systemwechsel an dieser Stelle wird die Denk- und Planungsstrukturen vieler Kirchenvorstände und Pfarrer massiv herausfordern, das Bild von Kirche in ihren traditionellen, biografisch linear und auf Kontinuität angelegten Angebotsselementen stark verändern.

Der Netzwerkaspekt knüpft nahtlos an die Ideen des Neuen Ehrenamtes an, er radikalisiert einige der Aspekte noch einmal und zeigt, wo kirchliches Denken und Arbeiten dadurch herausgefordert wird und wie das in Spannung zum Bisherigen steht.

Soziale Milieus und Lebensstil

Wachsende Mobilität und Patchworkidentität trifft alle Milieus unserer Gesellschaft. Aber sie gehen nicht auf gleiche Art und Weise damit um. Es gibt Milieus, denen der Netzwerkgedanke sehr nahe liegt, deren Bindungsformen er entspricht. Es sind die jugendkulturell Mobilen, bei Sinus die Experimentalisten und Modernen Performer, die es gewohnt sind, sich in Netzwerken zu bewegen, seien es virtuelle, beruflich orientierte wie Xing, seien es sozial-politisch engagierte wie Attac oder auch ganz private. Moderne Kommunikationsmedien eröffnen hier vielfältige Möglichkeiten der Vernetzung und Kommunikation. Das Leben spielt sich in Netzwerken ab und erfolgreich und glücklich ist, wer ein guter Netzwerker ist. Auch die Liberal-Urbanen, bei Sinus die Postmateriellen, befürworten die Netzwerkstruktur, weil sie damit flexibel ihren Interessen nachgehen, sich da engagieren können, wo sie es für notwendig und sinnvoll halten, sich aber nicht auf Dauer binden und damit in ihrer Autonomie und Kompetenz einschränken. Bis zu einem gewissen Grad sind Netzwerkstrukturen auch bei dem stark auf die Familie konzentrierten Milieu zu sehen, den Praktisch-Geselligen, bei Sinus die bürgerliche Mitte. Trotz Hausbau und Familiengründung wollen sie sich in ihrer Zeitautonomie nicht zu sehr einschränken lassen, sie wollen sich bei Bedarf engagieren, im Elternbeirat, in der Eltern-Kind-Gruppe, im Sportverein. Doch dieses Milieu ist auch bereit, sich einzubinden in Vereinen, in Funktionen, in festere Strukturen, auch wenn es sich an klaren Grenzziehungen von drinnen und draußen stört. Die Sicherheit und Verlässlichkeit, die solch klare Strukturen bieten, schätzen auch die anderen Lebensstiltypen. Die Hochkulturellen wie die Bodenständigen suchen eher Kontinuität, klare Bezugsgrößen, verlässliche Bindungen. Die Zurückgezogenen wollen vor allem die Institution bei Bedarf, eigenes Engagement ist nicht vorgesehen. Netzwerkstrukturen werden vor allem von jüngeren

und gebildeteren, an modernen oder postmodernen Werten orientierten, eher institutionenkritischen Menschen begrüßt und wahrgenommen. Will ich die erreichen, muss ich in Netzwerken agieren. Will ich eher die anderen erreichen, brauche ich stärker Organisationsstrukturen. Das Problem vieler Gemeinden: Sie haben die einen, weil sie so sind, wie sie sind, und sie wollen die anderen, die aber nicht kommen, weil Gemeinde so ist, wie sie ist. Können wir die Gleichzeitigkeit der verschiedenen Formen bewältigen, von den Ressourcen, von den notwendigen Rollen, vom Denken, von den verschiedenen Gemeindebildern her?

Netzwerkartige Arbeitsformen sind oft eher regional angelegt, wie die Jugendkirche, die Bildungswerke, die Familienbildung. Die Gemeinde am Ort hat die festen Kreise und Gruppen. Und dennoch, die vorhin angesprochenen Zielgruppen junge Familien und

pflegende Menschen sind in ihrer Mobilität klar eingeschränkt. Sie suchen die ortsnahen Netzwerke, weil sie für die virtuellen weniger Zeit und Kraft haben, vor allem jemand brauchen, der vor Ort Kinder hütet, einkaufen geht oder die bettlägerige Mutter betreut, wenn eine andere Verpflichtung das fordert. Das geht nicht virtuell oder über das Telefon, das braucht Menschen vor Ort. Das ist die besondere Chance von Kirche, dass sie diese Vor-Ort-Strukturen – zumindest in Bayern – noch hat, um Anknüpfungspunkte zu bieten. Aber sie muss innerhalb dieser Vor-Ort-Strukturen flexibler, durchlässiger, offener, anknüpfbarer, weniger zentralistisch werden und die Gleichzeitigkeit verschiedener Interessen bewältigen.

BEATE HOFMANN

Dr. Beate Hofmann ist Professorin an der Evang. Fachhochschule in Nürnberg

Paulus – der ehrenamtliche Missionar und Netzwerker

Paulus ist ein Mann mit Mission. Er wusste sich berufen, ein Apostel (Gesandter) Jesu Christi zu sein. Von dem griechischen Wort ‚apostolos‘ leitet sich über die lateinische Übersetzung ‚missionarius‘ das Wort ‚Missionar‘ ab. „Mission heißt, zeigen, was man liebt. Was man liebt, das zeigt man, und man hält es nicht in einem geheimen Winkel.“ So versteht Fulbert Steffensky das umstrittene Wort Mission. Für Paulus war Christus die große Liebe.

Der Ehrenamtliche

Der Apostel arbeitete ehrenamtlich. Seine Brötchen verdiente er als Zeltmacher. Allerdings machte er sein ehrenamtliches Engagement nicht zum Maßstab für alle. Es war ein von ihm anerkanntes Prinzip, dass die Missionsarbeit den Unterhalt der Missionare trägt. Sein Verzicht auf persönliche finanzielle Unterstützung war freiwillig. Dagegen war für ihn sein Verkündigungsauftrag ein göttliches Muss.

Der Netzwerker

Laut Wikipedia, der freien Enzyklopädie, bezeichnet ‚Netzwerker‘ einen Menschen, der ein Beziehungsnetz aktiv entwickelt und erweitert, um es gewinnbringend einzusetzen. In diesem Sinn war Paulus ein Netzwerker par excellence, um möglichst viele mit dem Evangelium zu erreichen. Darauf macht auch die säkulare Netzwerkforschung aufmerksam (Heinz K. Stahl): „Der erste ‚Netzwerker‘ der Menschheitsgeschichte war vermutlich Paulus. Die Botschaft musste laufen lernen und das konnte sie nur, wenn ihr die griechisch-römische Kultur offen stand. Heute würde man sagen, Paulus nutzte zunächst die Fokussierung auf eine Kernbotschaft, um dann über eine Öffnung der Organisationsgrenzen eine ausgedehnte Vernetzung zu erzielen. Er wanderte gute 15.000 Kilometer in zwölf Jahren. Nicht planlos, sondern ‚strategisch‘. Er trachtete danach, lokale Netzwerke in den größeren Ansiedlungen aufzubauen, etwa auf Zypern, in Jerusalem, Athen und Korinth, um diese dann durch Missionare miteinander zu verbinden. Im Jargon der heutigen Kognitionswissenschaft hat Paulus versucht, auf möglichst viele Rückkopplungsschleifen zu achten.“

Der Teamarbeiter

Der Apostel trat also nicht als Einzelgänger in Erscheinung. Er baute ein großes Multiplikatoren-Netzwerk auf und pflegte es durch Besuche und Briefe. Er selbst arbeitete von Anfang an im Team. Dabei sind immerhin ein Viertel der in den Paulusbriefen namentlich erwähnten Mitarbeitenden Frauen, zum Bei-

spiel Prisca und Phoebe. Paulus begegnete diesen leitungsverantwortlichen Frauen mit hoher Wertschätzung.

Anknüpfung an bestehende Netzwerke

Der Apostel knüpfte bei seinem missionarischen Wirken an das Netzwerk der Synagoge an. Seine Aufmerksamkeit galt vor allem den „Gottesfürchtigen“. Sie nahmen zwar am Synagogengottesdienst teil, traten aber nicht durch Beschneidung zum Judentum über. Zu dieser Gruppe gehörte auch Lydia, die erste Christin in Europa. Außerdem riskierte der Apostel den Gang auf den Markt, um Menschen für Gott zu gewinnen. Dabei setzte er sich auch mit Vertretern der maßgeblichen Philosophenschulen auseinander (Apostelgeschichte 17,16–34).

Alles in allem

„Fest steht: Mit seinem Wirken lieferte der bekehrte Botschafter eines der eindrucksvollsten Beispiele für die Schlagkraft gezielter Netzwerke.“ So Jörg Rohleder und Joachim Hirzel in einem Artikel der Zeitschrift FOCUS Nr.29/2006, der den Titel trägt „Warum Netzwerke immer wichtiger werden“. Dass das auch für missionarische Kirchen- und Gemeindeentwicklung gilt, lehrt der Blick auf Paulus.

THOMAS POPP

Thomas Popp
Das Paulus-Risiko

Aufbruch zur missionarischen Gemeinde
Paperback - 143 Seiten
1. Auflage 2008

ISBN: 978-3-7615-5633-7
Preis: 12,90 Euro



Gute Werbung hat keine Argumente

Landeskonzferenz für Kindergottesdienst erkennt wie Werbung wirklich wirkt

Kein Mensch will etwas verkauft bekommen, aber jeder Mensch will ständig etwas verkaufen. Das scheint der Sinn des Lebens zu sein. Jeder versucht seine Meinung, seine Ansichten, seine Ware anzupreisen und Mann und Frau, Jung und Alt freuen sich riesig, wenn sie etwas kaufen können. Kaufen scheint ein lustvoller Akt zu sein, aber Verkaufen ist schwer. Warum?

Jürgen Bauer, Werbepsychologe aus Frankfurt, sorgte auf der Landeskonzferenz für Kindergottesdienst in Pappenheim für Aha-Erlebnisse. Das Gehirn ist der Übeltäter. Im Stammhirn entscheidet sich, ob eine Botschaft überhaupt wahrgenommen wird, das Zwischenhirn entscheidet über Ablehnung oder Zustimmung und im Großhirn wird die „emotionale Zustimmung in eine rational klingende Kaufentscheidung umgewandelt“. Wenn für etwas geworben werden soll – sei es für den Besuch im Kindergottesdienst, seien es Waren oder nur Zustimmung zur eigenen Mei-



nung – dann muss beim Gegenüber ein „Haben wollen“ entstehen. Deshalb braucht „gute Werbung keine Argumente, sondern Schlüsselsignale“. Diese Schlüsselsignale setzen Botenstoffe frei, die „Haben wollen“, „Freude am Besitz“, „Ablehnung“ oder „Mitleid“ beim Betrachter oder Zuhörer auslösen.

Je besser man sein Gegenüber, seine Zielgruppen kennt, um so leichter fällt es, diese genau anzusprechen. Jürgen Bauer teilte auf der Konferenz die Zielgruppen in Menschen mit ähnlicher Hirnstruktur auf. Grundlage war die Forschung von Paul McLean,



dem Leiter des staatlichen Gehirnforschungsinstitutes der USA. Dieser stellte fest, dass die Rolle von Stammhirn, Zwischenhirn und Großhirn nicht bei allen Menschen gleich stark ausgeprägt sind. Aus dieser unterschiedlichen Ausprägung ergibt sich das unterschiedliche Verhalten des Einzelnen. Diese drei Hirne entscheiden in ihrem Zusammenspiel über Wahrnehmung und Verhalten. Drei Grundtypen stellte Jürgen Bauer den Teilnehmenden in vereinfachter Form vor: Viktor (ausgeprägtes Zwischenhirn) ist ein entscheidungsfreudiger Dynamiker, der sich nichts vormachen lässt und sich schnell seine Meinung bildet. Sein Schlüsselreiz lautet: „Lasst uns Nägel mit Köpfen machen“. Erwin (ausgeprägtes Stammhirn) ist ein sympathischer Gefühlsmensch der auf Empfehlung anderer hört und auf Bewährtes vertraut. Sein Schlüsselreiz lautet: „Das ist etwas fürs Leben“. Thomas (ausgeprägtes Großhirn) ist ein Verstandesmensch, der den Dingen auf den Grund geht und sich schwer entscheiden kann. Sein Schlüsselreiz lautet: „Perfektion“.

Thomas überlegt, Viktor ist initiativ und Erwin ist redselig. Werbung wird von diesen drei Grundtypen jeweils anders aufgenommen. Eine einzige Werbeschiene wird nicht zum gewünschten Erfolg führen. Werbeprofis setzen deshalb auf einen Mediamix, in dem in unterschiedlichen Medien mit unterschiedlichen Themen und Bildern für eine Sache geworben wird. Und noch eines gab Jürgen Bauer den Zuhörern mit: Anzeigen werden nach Emotionalität (36%), Zielgruppenrelevanz (51%), Exklusivität (12%) und inhaltlicher Aussagekraft (1%) beachtet. Das sollten wir in der Kirche bei unseren nächsten Handzetteln, Plakaten und Einladungen gut beachten. Zahlen, Fakten und Analysen überzeugen nicht, wenn nicht auch das „Haben wollen“ vorhanden ist.

HERBERT KIRCHMEYER

Bild 1.o. Jürgen Bauer erklärt wie das Gehirn Werbung wahrnimmt

Bild 1.u. Die Teilnehmenden entspannen sich mit Musik und Bewegung

Solidarische Gemeinde im Nahraum

Struktureller Umbau der Gesellschaft

Die Alterung unserer Gesellschaft führt zu einem steigenden Bedarf an Hilfe, wie es ihn nie zuvor in der Menschheitsgeschichte gab. Nahezu die gesamte Bevölkerung bewegt die Frage von der Altenpflege. Diese Rate an betroffenen Familien wurde nicht einmal bei den Seuchen von Pest und Cholera im Mittelalter erreicht.

Die Ausgrenzung der pflegebedürftigen Alten in Institutionen entfällt zukünftig aus politisch-moralischen Gründen. Die Hilfebedürftigen sind jetzt eben nicht mehr eine kleine Minderheit, sondern ein relevanter und normaler Bestandteil der Gesamtbevölkerung. Die einzige Alternative zur Institutionalisierung hilfebedürftiger Bürger ist deren Integration in die Gesellschaft. Das Erstaunliche ist nun, dass Bürger damit begonnen haben, ihr Verhalten an den expandierenden Hilfebedarf intuitiv anzupassen.

Kernstück eines erst noch zu entwickelnden Hilfesystems müssen, wenn auch mit professioneller Unterstützung, die Bürger sein. Das ist ohne einen strukturellen Umbau der Gesellschaft nicht zu haben. Die Bürger haben mit diesem Umbau bereits begonnen, indem sie den „Gemeinde-Nahraum“, das, was früher Nachbarschaft genannt wurde, wieder entdeckt und belebt haben. Die territoriale Größe umfasst städtisch 5.000 bis 20.000 Einwohner, ländlich 1.000 bis 5.000. Kirchengemeinde die einzigen Institutionen, die mit ihrem Einzugsbereich mehr oder weniger ideal diesem Nahraum und seinen kostbaren Ressourcen entsprechen.

In allen Kulturen der Menschheitsgeschichte hat dieser Raum drei vitale Funktionen: Hilfe bei dem, mit dem eine Familie überfordert ist; Unterstützung hilfebedürftiger Menschen, die keine Familie haben und Integration ins Umfeld. Das Wirkungsgeheimnis des dritten Sozialraums - des Nahraums - besteht darin, dass sich Durchschnittsbürger im Schutze der verlässlichen Begrenzung auf „unser“ Viertel oder „unser“ Dorf leichter auf solidarisches Verhalten einlassen.

Einheit von Gottes- und Menschendienst

Die Bibel im Alten wie im Neuen Testament schreibt als oberstes Gebot die zu keiner Seite hin auflösbare „Einheit“ von Gottes- und Menschendienst vor. Man hat sich daran auch über 1000 Jahre orientiert. Das Industrialisierungszeitalter im 19. Jahrhundert führte dann zu einer Aufspaltung: Menschendienst wurde in die entstehenden großen diakonischen und karitativen Institutionen ausgelagert, so dass die Kirchengemeinden nur noch für das „Kerngeschäft“ des Gottesdienstes da waren. Das ließ sie in der Öffentlichkeit gegenüber der positiven Einschätzung der Diakonie immer uninteressanter werden.

Unter den geschilderten heutigen Bedingungen ist die Problemlösung genau in der entgegengesetzten Richtung zu suchen: der Wiedervereinigung diakonischer Professionalität und kirchengemeindlichem Bürgerengagement – auf dem kleinen, lokalen Territorium des Nahraums der Kirchengemeinde.

KLAUS DÖRNER

Im Blattumdrehen

In dieser Rubrik stellen wir Ihnen Bücher mit „unmittelbarem Gebrauchswert“ vor: zwar nicht von vornherein als Arbeitshilfen gedacht, aber hilfreich, Ihnen die Arbeit leichter zu machen.

Leben und sterben, wo ich hingehöre
Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem
Prof. Dr. Dr. Klaus Dörner, Hamburg,
Paranus-Verlag, 2007

In „Leben und sterben, wo ich hingehöre“ entwickelt Klaus Dörner die Idee eines Hilfesystems mit Bürgerbeteiligung. Beschrieben werden Strategien auf unterschiedlichen Ebenen, die den Verbleib in der Wohnung oder im Viertel in sozialer Eingebundenheit bis zum Tod für alle ermöglicht. Eine zentrale Rolle spielt dabei der „dritte Sozialraum der Nachbarschaft“.

Professor Dr. med. Dr. phil. Klaus Dörner, geboren 1933 in Duisburg, studierte Medizin, Soziologie und Geschichte, habilitierte an der Psychiatrischen Universitätsklinik Hamburg. Dörner war zwischen 1980 und 1996 Leiter der Westfälischen Klinik für Psychiatrie Gütersloh, lehrte Psychiatrie an der Universität Witten-Herdecke.

Bekannt wurde Klaus Dörner vor allem als Wegbereiter und Begleiter erfolgreicher Deinstitutionalisierung in der deutschen Psychiatrie (Klaus Dörner: „Ende der Veranstaltung“, 1998). Die für viele Fachleute damals überraschenden, guten Erfahrungen mit diesem Systemwechsel in der Psychiatrie sind ein Hintergrund der umfassenderen Vision für ein neues Hilfesystem.

MARTINA JAKUBEK

Die vorgestellten Bücher aus „Im Blattumdrehen“ besorgt Ihnen gern der Schriftentisch im Bayrischen Zentralbibelverein (BZBV) in Nürnberg.

Telefon 0911 2418190 oder E-Mail info@bzbv.de

Fachbeirat Ehrenamt

Geschäftsführung an afg übertragen

Kirchengemeinden, Diakonie und Verbände sind stark geprägt vom Engagement ihrer ehrenamtlichen Mitarbeitenden. Je nach Eignung, Begabung und Bereitschaft wirken Ehrenamtliche mit an der Erfüllung des Auftrags der christlichen Gemeinde. Um ihre Aufgaben gut erfüllen zu können, benötigen Ehrenamtliche wie alle haupt- und nebenamtlich Mitarbeitenden angemessene Vorbereitung, Begleitung und Fortbildung. Zur Erfüllung dieser Aufgabe auf der Landesebene setzt der Landeskirchenrat im Einvernehmen mit dem Landessynodalausschuß einen Fachbeirat Ehrenamt ein.

Zum 1. Januar 2009 wurde die Geschäftsführung des Fachbeirates Ehrenamt an das Amt für Gemeindedienst übertragen. Derzeit nehmen diese Aufgabe Pfarrer Reiner Appold, Leiter des afg, und Diakon Ulrich Jakubek, Geschäftsführer des afg, wahr. Die Verordnung über den Fachbeirat Ehrenamt wurde neu gefasst und ist im Amtsblatt 2-2009 der ELKB nachzulesen. Reiner Appold sprach mit Brigitte Reinard, der Vorsitzenden des Fachbeirates.

Reiner Appold: In zwei Jahren endet Ihre Arbeit als Vorsitzende des Fachbeirates. Was möchten Sie bis dahin erreicht haben?

Brigitte Reinard: Das Ehrenamtsgesetz bekannter machen. Für mich gehört die Arbeit der Hauptamtlichen mit den Ehrenamtlichen zur Grundausbildung eines jeden Pfarrers. Der Fachbeirat ist das Sprachrohr der Ehrenamtlichen und vertritt die Ehrenamtlichen. Ich hoffe, dass wir es schaffen, ein „Netzwerk Ehrenamt“ in die Wege zu leiten, damit der nächste Fachbeirat daran weiterarbeiten kann.

Was ist die Aufgabe des Fachbeirates Ehrenamt?

Ich sehe eine Hauptaufgabe des Fachbeirates in der Förderung der Zusammenarbeit von Haupt-, Neben- und Ehrenamtlichen. Wir stellen immer wieder fest, dass es gewisse Probleme, wie Anerkennung von Kompetenzen zwischen den einzelnen Gruppen, gibt. Daran schließt sich die Beratung von Grundsatzfragen über die Bedeutung der Ehrenamtlichen in Diakonie und Kirche an. Die Fortschreibung der Rahmenbedingungen wie sie im Ehrenamtsgesetz (EAG) festgeschrieben sind, die Anerkennung ehrenamtlicher Arbeit, die Beratung der kirchenleitenden Organe und die Förderung der Gleichstellung sind Aufgaben, mit denen sich der Fachbeirat beschäftigt.

Nach Umfrage ist der Fachbeirat nur bei etwa 30 Prozent der Ehren- und Hauptamtlichen bekannt.

Das Ergebnis dieser Umfrage hat mich nicht überrascht. Nachdem das EAG fünf Jahre existierte, gab der Fachbeirat bei der Evangelischen Fachhochschule eine Evaluation in Auftrag. Die Auswertung ergab, dass 31 Prozent der Ehrenamtlichen das Gesetz nicht kannten, was noch zu verschmerzen war. Anders bei den Hauptamtlichen: Nur knapp 49 Prozent der Befragten gaben an, dass in ihrer Gemeinde über die Existenz des EAG informiert wird. Das EAG ist faktisch nur in einem kleinen Teil der Gemeinden angekommen.

Hat das Ehrenamtsgesetz die Bedingungen der Ehrenamtlichen verbessert?

Das Gesetz regelt erstmals seit 2000 die Rechte und die Pflichten der Ehrenamtlichen. Das Gesetz ist ein Leitfaden für die Zusammenarbeit Ehrenamtlicher



Brigitte Reinard, die Vorsitzende des Fachbeirates Ehrenamt

mit den Hauptamtlichen. Ich hoffe schon, dass sich die Bedingungen in den Bereichen Begleitung, Fortbildung, Auslagenersatz verbessert haben. Allerdings zweifle ich etwas, wenn ich mir die Evaluation ansehe.

Was wünschen Sie sich für die Ehrenamtlichen in den Gemeinden am meisten?

Eine vertrauensvolle und offene Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten. Dazu gehört auch ein selbstbewusstes Auftreten der Ehrenamtlichen. Kirche kann nur gelingen, wenn alle ihre Gaben und Fähigkeiten einsetzen können. Ich höre oft von Ehrenamtlichen, dass ihr Dienst nicht so wertvoll und geachtet ist, wie der der Hauptamtlichen. Das EAG sagt deutlich, dass jeder Dienst gleichwertig ist. So kann ein tragfähiges Netz geschaffen werden und unsere Kirche für die zukünftigen Aufgaben gerüstet werden.

Sie sind selbst ehrenamtlich in verschiedenen Bereichen tätig.

Ich liebe an meinen verschiedenen Aufgaben, wie als Prädikantin, selbständig zu arbeiten, Verantwortung zu tragen und meine Ideen einbringen und verwirklichen zu können. In der Regel kann ich mir meine Arbeitszeit auch frei einteilen. Die Zusammenarbeit mit Menschen und damit verbunden etwas anderen Menschen etwas zu geben und wieder zu bekommen, gehört zu einem der Hauptgründe, weswegen ich ehrenamtlich arbeite.

INTERVIEW REINER APPOLD

Die Mitglieder des Fachbeirates

Reiner Appold, Nürnberg | Hagen Fried, Nürnberg
Ulrich Jakubek, Nürnberg | Harald Keiser, Nürnberg
Wolfgang Kopp, München | Maximilian Krieger, Gräfenberg
Christine Liebst, Coburg | Christine le Coutre, Markt Schwaben | Karl Mehltrittter, Raubling
Karin Paulus, Gollhofen | Irmgard Pelz, Höchstadt
Bernhard Petry, Rummelsberg | Peter Pöhlmann, Ergolding
Brigitte Reinard, Eysölden | Martin Voss, Ludwigsstadt

Ehrenamt kann Spaß machen

Entfaltungs- und Gestaltungsmöglichkeiten

Kirche weiß, dass sie Ehrenamtliche braucht. Weiß sie auch, was Ehrenamtliche brauchen und was sie motiviert? Die Begleitung der Familienfreizeiten geschieht überwiegend durch Freiwilligenteams. Was motiviert diese Mitarbeitenden, sich zu engagieren und eigene Zeit und Fähigkeiten mit anderen zu teilen?

Die genannten Motivationsgründe decken sich weitgehend mit den Untersuchungsergebnissen einer Studie von Heiner Keupp zum Bürgerschaftlichen Engagement. Keupp berichtet dort von einem neuen und erweiterten Engagement für die Kirche. Die traditionellen Tugenden des Ehrenamts: anderen Menschen helfen, Nächstenliebe üben, etwas Nützliches für das Gemeinwohl tun, werden ersetzt oder erweitert um die Selbstentfaltungsmotive: Spaß haben, interessante Leute kennen ler-

nen, eigene Fähigkeiten und Kenntnisse einbringen und weiterentwickeln. Bemerkenswert ist auch, dass die bessere finanzielle Vergütung der Freiwilligenarbeit bei den Wünschen an letzter Stelle steht. Für die ehrenamtliche Arbeit im kirchlichen Bereich ergeben sich daraus wichtige Fragen: Arbeiten die Ehrenamtlichen an dem Platz, der ihnen Spaß und Freude macht oder ist es eher Verpflichtung? Wo und mit wem können sich die ehrenamtlich Mitarbeitenden treffen? Gibt es feste Räume und Zeiten der Begegnung? Wie wird die Beziehungsarbeit der Ehrenamtlichen untereinander und zu den Hauptamtlichen gestaltet? Wie groß sind die Entfaltungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der ehrenamtlich Mitarbeitenden? Wie viel Verantwortung haben sie? Geschieht die Fortbildung bedarfsorientiert? Welche Formen der Achtsamkeit und Wertschätzung pflegen wir? Wie sieht die Seelsorgebegleitung für Ehrenamtliche aus? Die Bereitschaft zur ehrenamtlichen Mitarbeit ist groß. Die Studie Keupps ergab, dass unter den Befragten zehn Prozent bereits ein Engagement in der Diakonie wahrnehmen und 39 Prozent sich dieses vorstellen können.

CHRISTA FLURER

Ich mache mit, weil mir die Arbeit mit Kindern schon immer Spaß gemacht hat und die Erfahrungen nicht nur eine Bereicherung für die Schule sind, sondern auch in meinem späteren Leben von Vorteil sein werden

Felix, 17 Jahre
Schüler

Ich bin dabei, weil das eigene ehrenamtliche Engagement konkreter Ausdruck des persönlichen Glaubens ist und mir die Möglichkeit gibt, an den Erfahrungen und der seelsorgerlichen Kompetenz des afg zu partizipieren

Holger, 28 Jahre
wissenschaftlicher Mitarbeiter

Das ist genau das Richtige für mich, weil ich viele nette Leute mit unterschiedlichen Lebenseinstellungen und Lebensformen kennen lernen kann und weil andere Mitarbeitende und Teilnehmende zu meiner mobilen Gemeinde geworden sind in der ich mich aufgehoben und wohl fühle

Judith, 26 Jahre
Studentin

Gemeinsam mit vielen kleinen und großen Menschen Spaß haben, lachen, Freude empfinden...in Kontakt mit vielen Menschen und Gott zu sein. Freude an der Gemeinschaft, die zu einer „afg-Familie“ wurde, die wächst, sich verändert und jedem Einzelnen Raum für die eigenen Fähigkeiten gibt, jeden achtet und wertschätzt

Grit, 29 Jahre
Sozialpädagogin

Ich mache mit, weil mir die Gemeinschaft gut tut, unsere Kinder sehr von den Freizeiten profitierten und wir unvergessliche Urlaube im Kreis Gleichgesinnter erleben durften.

Gerhard, 52 Jahre
Rechtspfleger

Halbzeit im Kirchenvorstand

Vor lauter Nachdenken über Alltäglichkeiten wie Gemeindefest, Bauplanung, Vakanz, Finanzplan, Gottesdienst, Jugend, Senioren und noch einiges mehr, übersieht man, dass die Halbzeit im Kirchenvorstand erreicht ist.

Jetzt wäre eine Halbzeitbilanz im Kirchenvorstand sinnvoll. Ein Tag mit dem Kirchenvorstand oder ein kurzes Wochenende kann den nötigen Freiraum dafür bieten, die bisherige Zusammenarbeit auszuwerten und für die zweite Hälfte der Amtszeit noch ein paar Anregungen zu suchen. Manches an der Zusammenarbeit lässt sich noch besser machen. Eine gemeinsame inhaltliche und geistliche Linie erleichtert die Diskussionen in Sachfragen. Konflikte können offen angesprochen und gemeinsam geklärt werden. Eine Perspektive lässt sich unter Federführung des Kirchen-

vorstandes in einer Zukunftskonferenz entwickeln. Das ein oder andere Projekt lässt sich konkret beschreiben und planen.

Eine solche Halbzeitbilanz wird von der Kirchenvorstandsfachbegleitung (KVFB) im Amt für Gemeindedienst unterstützt. Nutzen Sie diese Möglichkeit um einmal ganz anders an Ihre Themen heranzugehen und so neue Impulse für die eigene zukünftige Sitzungsgestaltung zu bekommen.

Bei den Vertrauensleute-Tagungen gibt es Impulse zur Halbzeitbilanz und Anregungen für die zweite Hälfte der Amtsperiode im Kirchenvorstand.

Ansprechpartner für Kirchenvorstandsarbeit im afg ist Pfarrer Harald Wildfeuer. Telefon 0911 4316-261 oder gemeindeentwicklung@afg-elkb.de

Armut und Alter

Kirche mit anderen

Alter und Armut beleuchteten Dorothea Geuthner und Heinrich Grosse bei der bayernweiten Landeskongress für Altersarbeit im Februar im Nürnberger „eckstein“. Laut bayerischem Sozialbericht sind etwa 16 Prozent der bayerischen Rentner und Rentnerinnen von Armut bedroht.

Armut als soziale Ungleichheit wirft immer die Frage nach gerechter Teilhabe für alle Menschen auf. Deshalb plädiert Professor Geuthner vehement für eine anwaltschaftliche Begleitung von Armen durch die Kirche. Auch für Professor Grosse ist die sogenannte „Option für die Armen“ an Kirche gebunden. Die Behandlung dieser Frage liegt nach seiner Ansicht nicht im Ermessen der Institution, sondern ist vielmehr Wesensmerkmal ihrer selbst. Grosse spricht in diesem Zusammenhang von der „Tischgemeinschaft aller“, von einer Kirche, in der die Armen selbst handeln und zum Handeln befähigt werden und die „Anerkennung durch Beziehung“ lebt, anstatt auszugrenzen.

Die Realität sieht oft anders aus. Grosse beschreibt die „weiche Apartheid zwischen Wohlhabenden und Armen in den Kirchengemeinden“. Obwohl die „Armen“ und „Reichen“ in räumlicher Nähe leben, trennen Milieugrenzen die Menschen.

Will man arme ältere Menschen erreichen, muss es gemeinwesenorientierte Arbeit mit starker Gehstruktur sein. Der Pfarrer oder die Pfarrerin ist quasi „community organizer“, der grenzübergreifend handelt, Netzwerke knüpft, Kooperationen auf lokaler Ebene eingeht und auch öffentlich politisch Partei nimmt.

In einer Untersuchung bei 14 Kirchengemeinden in ganz Deutschland hat Grosse Handlungsmöglichkeiten gesichtet. Das ist beispielsweise Bildungsarbeit, die Themen der Armen aufgreift, niedrigschwellige Kulturarbeit wie etwa „Kultur auf Rädern“ oder Selbsthilfegruppen, die auch älteren Armen die Möglichkeit zum freiwilligen Engagement geben.

Auch kleine Gemeinden mit eher knappen Budgets können etwas erreichen: „Wenn die Arbeit überzeugt, kommen auch Gelder“, hat Grosse erlebt.

HANNA KALTENHÄUSER

Hanna Kaltenhäuser ist wissenschaftliche Referentin im Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt (KDA), Nürnberg

Den vollständigen Vortrag senden wir Ihnen gerne zu.
Anfragen an: martina.jakubek@afg-elkb.de

Mit Luther durch Wittenberg

Wie Gemeinden die Reformation lebendig entdecken können

Im Jahre 2017 feiern die Lutheraner 500 Jahre Reformation. Spätestens dann wird alle Welt auf Wittenberg schauen. Dort kann man jetzt schon einen Teil dieser Weltgeschichte erleben. Als Besucher sieht man das Flair von Reformation und Renaissance in der Altstadt auf Schritt und Tritt. Wittenberg, 1183 urkundlich erwähnt, diente seit Ende des 15. Jahrhunderts als kurfürstliche Residenz Friedrichs des Weisen. Durch die 1502 gegründete Universität und das Wirken Luthers und anderer Reformatoren wurde diese Stadt an der Elbe Zentrum geistigen Lebens in Europa. Seit 1938 präsentiert sich Wittenberg offiziell als „die Lutherstadt“. Wer durch Wittenberg wandert erlebt Zeitgeschichte – es sind „Wege zu Luther, die einladen, seine Zeit, sein Leben und die Reformation zu erfahren“. Die „steinernen Zeitzeugen sind wie Perlen aneinandergereiht. Von der Schlosskirche mit der „Thesentür“ und den Gräbern Luthers und Melanchthons – hier wäre ein Abstecher zu den Wohnräumen des Kurfürsten möglich – führt der Weg schnurrstracks an den Cranachhäusern vorbei. Ein Besuch in seiner Werkstatt lohnt sich, da der Meister schon zu seiner Zeit die Verbreitung von Lutherbildnissen in einem Schnellverfahren perfektioniert hat. Danach geht es über den Marktplatz, am Denkmal von Melanchthon und Luther vorbei, zum Alten Rathaus und zur Stadtkirche „St. Marien“, der Predigt-



kirche Luthers mit seinem Reformationsaltar von Lucas Cranach. Über die Collegienstraße erreicht man die Universität, das Melanchthonhaus und das Lutherhaus im ehemaligen Augustinerkloster. Im Lutherhaus befindet sich das größte reformationsgeschichtliche Museum der Welt. Eindrucksvoll ist Cranachs Gemälde „Zehn Gebote Tafel“, Luthers Predigtkanzel und der Blick auf die neuesten archäologischen Ausgrabungen am Lutherhaus.

Wittenberg ist gut mit der Bahn zu erreichen, Unterkünfte gibt es vom VCP Lutherhotel bis zur Jugendherberge ausreichend, spezielle Führungen mit „Luther“ und anderen Persönlichkeiten sind buchbar. Für Gespräche und Andachten gibt es neben den touristischen Angeboten viele Möglichkeiten. „Auf den Spuren der Reformation“ könnte ein interessantes Angebot für Kirchengemeinden sein, in kleinen oder größeren Gruppen zwei oder mehrere Tage Wittenberg (und Umgebung) als Gemeindereise zu erleben.

HERBERT KIRCHMEYER

Bild o.l. Bernd Neumann erklärt als Martin Luther seine Wittenberger Zeit

Bild o.r. „Frau Käthe“ schreitet durch die Tür vor dem Luthermuseum

Bild u. Blick auf die Schlosskirche



Fortbildung

Begleitung im Angesicht von Alter und Tod

Wir alle wollen selbstbestimmt und in Würde leben. Je näher unser Lebensende rückt, umso wichtiger werden Menschen, die uns wertschätzend und respektvoll zur Seite stehen. Hierfür reicht die Sorge um den Leib nicht aus. Es braucht auch

Seelsorge. Sie hilft, das eigene Leben zu ordnen und abzurunden. Und sie vermittelt tragfähige Hoffnungen. Wer alte Menschen so begleiten will, benötigt dafür eine gute Vorbereitung. „Vergehe und werde. Begleitung im Angesicht von Alter und Tod“ ist ein Praxistag für Ehrenamtliche, die in Seelsorge und Besuchsdienst in Alten(pflege)heimen mitarbeiten. Le-

bendig und erfahrungsbezogen verbindet er christliche Hoffnungsbilder mit den Herausforderungen eines wertschätzenden Umgangs mit alten Menschen.

Praxistag im afg Nürnberg

24. Oktober 2009, 10 bis 17 Uhr.
Informationen bei Peter Zeitz und Helmut Unglaub, Telefon 0911 4316-263
altenheimseelsorge@afg-elkb.de

Material

Gemeindearbeit und Geschenke



Ich will euch tragen III
Entwürfe für Gottesdienstfeiern mit demenzkranken Bewohnern in Altenpflegeheimen
Art.Nr. 400800
7,50 Euro



Für jeden neuen Tag 38
Gedanken, Gebete, Geschichten
Art.Nr. 200202
0,60 Euro



Praxisheft Besuchsdienst
Arbeitsmaterial für die Begegnung mit Menschen in der Gemeinde,
52 Seiten
Art.Nr. 303100
5,90 Euro



Liederbuch „...mehr Lieder!“ für Freizeit, Gottesdienst, Lagerfeuer
Art.Nr. 200100
9,25 Euro



Praxisbuch Missionarische Gemeindeentwicklung
Wie (Zweit)Gottesdienste, Glaubenskurse und Hauskreise Gemeinden aufbrechen lassen, 97 Seiten
Art.Nr. 400650
9,60 Euro



Umhängetasche

17,00 Euro
Art.Nr. 100014 orange
Art.Nr. 100015 rot
Art.Nr. 100016 blau
Art.Nr. 100017 schwarz

Breite 31 cm
Höhe 34 cm
Tiefe 13 cm



Friedenstaube aus Olivenholz

Art.Nr. 200170 1,00 Euro



Mini-Jonglierball

mit Motivaufdruck Daumenkirche
10 Stück farbig sortiert
Art.Nr. 300400 10,80 Euro

Ihre Bestellung richten Sie an:
Amt für Gemeindedienst
- Vertrieb -
Sperberstraße 70
90461 Nürnberg

bestellung@afg-elkb.de
0911 4316-228
Weitere Artikel finden Sie unter
www.afgshop.de

Taten und Worte



Hast den Durchbruch geschafft auf besondere Art,
hast den Traurigen Frieden geschenkt.
Hast dem Würde gegeben, der sonst nur verliert,
und besucht, an den sonst niemand denkt.
Hast Verstoßene geladen und Kranke geheilt,
auch der Tod war kein Beinbruch für dich.
Hast den Sturm gezähmt und begleitet im Dunkeln,
du warst und du bist selbst das Licht.

Andi Weiss

(aus: Andi Weiss, Ungewohnt leise, Gerth Medien Musikverlag, Aslar, 2007)